

(Nachdruck verboten.)

15)

Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Heß.

„Geda . . . Wart mal . . . Wart mal einen Augenblick,“ unterbrach ihn der alte, betrunkene Oberstleutnant Lech, der in einer Hand das Schnapsglas hielt und mit der anderen schwache Bewegungen in der Luft machte. „Weißt Du auch, was die Ehre der Uniform bedeutet? He, Bruderherz, ist das eine Sache! . . . Die Ehre, die . . . ich erinnere mich, wie bei uns im Temrjukischen Regiment im Jahre 1862 ein Fall passierte . . .“

„Na, wissen Sie, Ihre „Fälle“ hört man ja doch nicht an,“ unterbrach Artschafowski ihn ungeniert. „Erzählen ja doch nur, was zu Olims Zeiten war!“

„Ei, Bruderherz . . . Ach, was bist Du frech . . . Du bist ja noch ein Züngelchen, während ich . . . Also, ich sage, da ist ein Fall passiert . . .“

„Nur mit Blut können Beleidigungen abgewaschen werden,“ ließ Leutnant Bobetinski in aufgeblasenem Tone einfließen, und schob die Schultern habmännlich in die Höhe.

„Da war ein Fähnrich Soluch,“ vernühte sich Lech fortzufahren.

An den Tisch trat vom Büfett her der Kommandeur der ersten Rotte, Hauptmann Osadtschi.

„Ich höre, daß Sie sich über Duelle unterhalten. Interessant zu hören,“ sagte er in tiefem, vollem Bass, der mit einem Male alle Stimmen deckte. „Grüße Sie, Herr Oberstleutnant, guten Tag, meine Herren.“

„Ach, der Kolosz von Rhodos,“ begrüßte Lech ihn freundlich. „He . . . Setz Dich zu mir, Du Standbild . . . Trinkst ein Gläschen mit mir?“

„Aber sehr,“ antwortete Osadtschi eine Oktave tiefer.

Dieser Offizier machte stets einen sonderbar beunruhigenden Eindruck auf Romaschow und erregte in ihm ein Gefühl, das aus Furcht und Neugierde zusammengesetzt war. Osadtschi war, wie Oberst Schulgowitsch, nicht nur im Regiment, sondern in der ganzen Division durch seine ungewöhnliche, umfangreiche und schöne Stimme und ebenso durch seine ungewöhnliche Größe und furchtbare Körperkraft berühmt. Er war auch durch seine hervorragenden Dienstkenntnisse bekannt. Er wurde bisweilen aus dienstlichen Gründen aus einer Rotte in die andere versetzt und verstand es, binnen einem halben Jahre aus den undiszipliniertesten, heruntergekommensten Abteilungen eine Art großer Maschine zu machen, die in bezug auf Ordnung und Erathheit ihresgleichen suchte; und das brachte er ausschließlich durch unermessliche Furcht vor dem Kommando zuwege. Sein zauberhafter Einfluß und seine Macht waren den Kameraden um so unverständlicher, als er nicht nur niemals schlug, sondern auch nur äußerst selten schimpfte. Auf Romaschow machte sein schönes, finsternes Gesicht, dessen Blässe von schwarzen, fast blauen Haaren noch mehr hervorgehoben wurde, stets einen starken, verhaltenen und grausamen Eindruck, und er hatte vor ihm ein Gefühl nicht wie vor einem Menschen, sondern wie vor einem ungeheueren starken Tiere. Oft, wenn Romaschow ihn aus der Ferne beobachtete, malte er sich aus, wie dieser Mensch im Zorn sein müsse, und bei diesem Gedanken wurde er blaß vor Schreck und preßte seine kalten Finger zusammen.

Und jetzt sah er, wie dieser zuversichtlich auf sich selbst vertrauende starke Mensch ruhig auf einem ihm in zuvorkommender Weise angebotenen Stuhl an der Wand saß.

Osadtschi trank Wodka, zernagte knirschend ein Radischeschen und fragte gleichgültig:

„Nun, zu welchem Ergebnisse sind die verehrten Herren gekommen?“

„He, Bruderherz, ich erzähle es Dir gleich . . . Wir hatten einen Fall, als ich im Temrjukischen Regiment diente. Leutnant von Soon — die Soldaten nannten ihn stets „Pod Swonn“ — der kam eines Tages ins Kasino . . .“

Aber Lipski unterbrach ihn, ein vierzigjähriger, dider, roter Stabshauptmann, der trotz seiner Jahre in der Offiziers-

gesellschaft den Spazmacher darstellte, und sich den sonderbaren, lächerlichen Ton eines verzogenen, aber von allen geliebten komischen Zungen aus irgendeinem Grunde angeeignet hatte.

„Erlauben, Herr Hauptmann, ich mache das kürzer. Leutnant Artschafowski sagt, Duelle seien Unsinn. „Einen ins Genick, wie in der Schule, und fertig ist die Sache.“ Dann hat Leutnant Bobetinski plädiert; der fordert Blut. Dann hat Herr Oberstleutnant umsonst versucht, einen Schwanz aus seinem Leben zu erzählen, ist damit aber bis jetzt nicht zu Stuhl gekommen. Dann hat am Anfang der Unterhaltung Unterleutnant Michin unter allgemeinem Lärm seine eigene Ansicht mitgeteilt, die aber infolge ungenügender Stimmittel und der ihm eigenen bescheidenen Zurückhaltung nicht zu Gehör gelangt ist.“

Unterleutnant Michin, ein kleiner, schwachbrüstiger Züngling mit braunem, buntem podennarbigen Gesicht, aus dem schüchterne, fast erschrockene, zärtliche dunkle Augen blickten, errödete plötzlich bis zu Tränen.

„Ich wollte nur, meine Herren . . . Meine Herren, vielleicht irre ich mich,“ begann er stotternd und fuhr sich verwirrt mit den Händen in sein bartloses Gesicht. „Aber, meiner Meinung nach, das heißt, ich meine nur so, aber . . . man muß in jedem Einzelfalle unterscheiden. Bisweilen ist ein Duell nützlich. Das ist ganz sicher, und jeder von uns wird schließlich an die Barriere treten. Unbedingt. Aber bisweilen wissen Sie . . . beruht die höchste Ehre vielleicht darauf, daß . . . man . . . unbedingt verzeiht . . . Ich weiß nicht, welche Fälle noch eintreten können . . . da . . .“

„Ach, Sie Dekadent, Zwanowitsch,“ wehrte Artschafowski ihn grob mit der Hand ab. „Sollten am Dutschbeutel saugen.“

„He, Freunde, laßt mich doch einmal zu Worte kommen!“

Plötzlich begann Osadtschi, der wieder alle Stimmen mit seinem mächtigen Bass deckte, zu reden.

„Ein Duell muß unbedingt einen schweren Ausgang haben, sonst ist es absurd! Sonst wird es eine klägliche Albernheit, feige Nachgiebigkeit, eine Farce. Fünfzehn Schritte Distanz; einer feuert nach dem anderen. Ich sage Ihnen: Die Folgen sind erbärmliche, in der Art französischer Duelle, über die wir in den Zeitungen lesen. Da beschießt man sich aus Pistolen, und dann wird in den Zeitungen das Protokoll des Zweikampfes mitgeteilt: „Das Duell ist zum Glüd unblutig verlaufen. Die Gegner haben Schüsse gewechselt, ohne sich zu beschädigen, haben dabei ausgezeichneten Mut bewiesen. Beim Frühstück drückten die früheren Feinde sich freundschaftlich die Hand.“ Ein solches Duell, meine Herren, ist Blödsinn. Und irgendwie bessernd kann es auf unsere Gesellschaft nicht wirken.“

Ihm antworteten auf einmal mehrere Stimmen. Lech, der im Verlaufe seiner Rede mehrmals seine Erzählung zu Ende zu führen versucht hatte, begann wieder: „He, ich, Freunde . . . So hört doch, Ihr Hengste!“ Aber man hörte ihn nicht, und seine Augen liefen wie früher von einem Offizier zum anderen und suchten teilnehmende Blicke. Alle wandten sich nachlässig von ihm ab, da der Disput sie fesselte, und er schüttelte traurig den schweren Kopf. Endlich erfahnten seine Blicke Romaschow. Der junge Offizier wußte aus Erfahrung, wie schwer solche Minuten sind, in denen Worte, die man schon häufig wiederholt hat, gleichsam ohne jede Stütze in der Luft schweben, während brennende Scham einen zwingt, immer wieder ohne jede Hoffnung auf sie zurückzukommen. Deswegen wich er dem Oberstleutnant auch nicht aus, und dieser zog ihn erstent am Aermel an den Tisch.

„He . . . Hör' Du mich wenigstens an, Fähnrich,“ sagte Lech traurig. „Setz Dich, trink ein Gläschen . . . Die anderen, Bruderherz, sind lauter Strolche.“ Lech deutete schwach mit der Hand auf die sich streitenden Offiziere. „Lauter Geklaff, Geklaff, aber keine Erfahrung. Ich wollte erzählen, wie bei uns ein Fall passierte . . .“

In der einen Hand das Glas, mit der anderen aber gestikulierend, als wenn er einen Chor dirigierte, und dabei den gesenkten Kopf schüttelnd, begann Lech eine seiner zahllosen Geschichten zu erzählen, mit denen er vollgestopft war

wie eine Wurst mit Geschlinge und die er infolge seines ewigen Abschweifens, seiner Einschüßel, Vergleiche, Fragen, niemals zu Ende bringen konnte. Seine jetzige Geschichte bestand darin, daß ein Offizier einen anderen — natürlich war das in unvorstellbarer Zeit geschehen — zu einem amerikanischen Duell gefordert hatte, wobei als Los die gerade und ungerade Zahl auf einem Rubelschein dienten. Hierbei verübte einer von ihnen — es war schwer dahinter zu kommen, wer eigentlich — von Soon oder Soluch — eine Gemeinheit: „Se, Bruderherz, er nahm zwei Scheine, klebte sie zusammen und so kam es, daß auf einer die gerade und auf der anderen die ungerade Zahl war. Dann zogen sie . . . er sagte dann zu dem anderen . . .“

Aber auch dieses Mal konnte der Oberstleutnant, wie gewöhnlich, seine Geschichte nicht zu Ende bringen, weil Kaisa Alexandrowna Peterson zum Zimmer hereintänzelte. In der Tür des Ezimmers stehend, aber nicht eintretend (was nicht üblich war) rief sie in lustigem, kapriziösem Tone, wie ein mutwilliges, aber von allen gern gesehenes Mädchen:

„Aber, meine Herren, was ist denn das?! Die Damen sind schon längst da, und Sie sitzen hier und lassen es sich gut schmecken! Wir wollen tanzen!“

Zwei, drei junge Offiziere standen auf, um in den Saal zu gehen; die anderen blieben sitzen, rauchten und unterhielten sich weiter, ohne auf die kotette Dame irgendwelche Aufmerksamkeit zu verwenden; dafür ging der alte Lech mit schiefen, kleinen Schritten auf sie zu, kreuzte die Hände, bog sich die Brust mit Schnaps, und rief in trunkenem Rührung:

„Göttliche! Wie darf man mit einer Schönheit also scherzen! Die Hand her! . . . Küssen! . . .“

„Zurij Alexejitsch,“ zwitscherte die Peterson weiter. „Sie sind heute ja wohl Lanzordner? Ein schöner Dirigent, muß man sagen!“

„Bitte tausendmal um Verzeihung, gnädige Frau. O'est ma faute! . . . Ist meine Schuld!“ rief Bobetinski und slog zu ihr hin. Im Gange schürte er mit den Füßen, knickte, balancierte mit dem Oberkörper und schwang die herabhängenden Hände so, daß es aussah, als wollte er ein lustiges Ballett in Szene setzen. „Ihre Hand. Votre main, Madam. Meine Herren, in den Saal, in den Saal!“

Er ging stolz erhobenen Hauptes mit der Peterson am Arme, und jetzt klang seine, wie er sich einbildete, großartige Dirigentenstimme schon aus dem Nebenzimmer:

„Messieurs, fordern Sie die Damen zum Walzer auf! Musikanten, Walzer!“

„Verzeihung, Herr Oberstleutnant, meine Pflichten rufen mich,“ sagte Romaschow.

„Ach, Bruderherz,“ nickte Lech zähneknirschend mit dem Kopfe. „Du bist eben solch ein Pfeifferkorn wie alle anderen . . . Seda . . . Warte, warte, Fährlich . . . Hast Du die Geschichte von Molke gehört? Von dem großen Schweiger und Feldmarschall . . . Se . . . Vom Strategen Molke?“

„Herr Oberstleutnant, ich muß wirklich . . .“

„Bist doch kein Kind . . . Ist eine ganz kurze Geschichte . . . Der große Schweiger besuchte das Offizierskasino, und wenn er ab, so . . . Se . . . legte er vor sich auf den Tisch eine mit Geld gefüllte Börse. Er hatte beschlossen, diese Börse dem Offizier zu geben, von dem er im Kasino nur ein einzigesmal ein geschicktes Wort hören würde. Aber der Alte starb, nachdem er neunzig Jahre gelebt, und seine Börse, Bruderherz blieb unberührt. Was? Kannst die Nuß knacken? Nun, jetzt geh schon, Freund, geh, geh, mein Spaß . . . und hüpf . . .“

9.

In dem Saal, der von betäubenden Walzerklängen zu zittern schien, drehten sich zwei Paare im Tanz. Bobetinski hatte die Ellbogen wie Flügel ausgebreitet und trippelte mit kleinen Schritten um die hohe Talmann, die mit der erhabenen Ruhe eines Steinbildes tanzte. Der große, zottige Artschakowski drehte die kleine, rosigte, jüngste Wytatschew, beugte sich leicht auf sie herab und blickte auf ihren Scheitel; er machte keinen Pas, sondern stellte nur nachlässig und faul die Füße hin und her, wie man mit Kindern zu tanzen pflegt. Fünfzehn andere Damen saßen an der Wand in völliger Einsamkeit und bemühten sich, zu tun, als wenn ihnen das ganz egal wäre. Wie stets auf Regimentsbällen waren viermal weniger Herren da als Damen, und der Anfang des Abends versprach höchst langweilig zu werden.

Die Peterson hatte soeben den Ball eröffnet, was stets als ein besonderer Anlaß zum Stolz für die Damen diente.

Jetzt tanzte sie mit dem feinen, hübsch gewachsenen Olsar. Er hielt ihre Hand wie mit Stecknadeln angeheftet an seinen linken Hüfte; sie aber stützte matt ihr Kinn auf die andere Hand, die auf seiner Schulter lag, und wandte den Kopf in manierierter und unnatürlicher Haltung rückwärts in den Saal. Nach Beendigung der Tour setzte sie sich absichtlich in die Nähe Romaschows, der in der Tür des Damenzimmers stand. Sie bewegte schnell den Fächer hin und her und meinte, mit einem Blick auf den sich vor ihr verbeugenden Olsar in singendem, mattem Tone:

„Nun, sagen Sie, Graf, warum ist mir immer so heiß? Ich bitte Sie, sagen Sie es!“

Olsar machte eine leichte Verbeugung, flirrte mit den Sporen und fuhr mit der Hand nach beiden Richtungen über seinen Schnurrbart.

„Gnädige Frau, das dürfte nicht so leicht zu konstatieren sein.“

Da Olsar in diesem Augenblick auf ihren flachen dekollierten Busen sah, begann sie schnell und auffällig tief zu atmen.

„Ach, ich habe immer eine so hohe Temperatur,“ fuhr Kaisa Alexandrowna fort und deutete durch Wackeln an, daß hinter ihren Worten ein besonderer, unanständiger Sinn verborgen sei. „Ich habe solch heißes Temperament!“

Olsar wieherte kurz und unbestimmt.

Romaschow, der von der Seite nach der Peterson hinblickte, dachte voll Abscheu: „O, wie ist sie widerwärtig!“ Und der Gedanke der früheren körperlichen Nähe mit diesem Weibe verursachte ihm eine Empfindung, als wenn er sich mehrere Monate nicht gewaschen und die Wäsche nicht gewechselt hätte.

„Ja, ja, lachen Sie nicht, Graf. Sie wissen nicht, daß meine Mutter eine Griechin ist!“

„Dabei spricht sie so widerwärtig,“ dachte Romaschow; „sonderbar, daß ich das bis jetzt nicht bemerkt habe, sie spricht, als hätte sie einen chronischen Schnupfen oder einen Polypen in der Nase: „Meine Mutter eine Griechin ist.““

In diesem Augenblick wandte sich die Peterson zu Romaschow um und blickte ihn mit Augenblinzeln herausfordernd an.

Romaschow sagte, wie gewöhnlich, in Gedanken:

„Sein Gesicht wurde undurchdringlich wie eine Maske.“

„Guten Tag, Zurij Alexejitsch! Warum kommen Sie nicht, um mich zu begrüßen?“ sang Kaisa Alexandrowna.

(Fortsetzung folgt.)

„Stein unter Steinen“.

(Leffing-Theater.)

Sudermanns mit Spannung erwartete Premiere erzielte in der glänzenden Aufführung des Leffing-Theaters nach den Schlupfzenen des ersten Aktes, deren siegreiche Kraft das Ermüdende des Anfanges fast vergessen ließ, einen starken, in den beiden mittleren Akten stürmischen Beifall. Durchaus mit gutem Rechte. Es fehlte nicht an manchen mitunterlaufenden melodramatisch-untwahren Entgleisungen, aber gegenüber dem lebendig bewegten Bühneneindruck des Ganzen fielen sie nicht schwer in Gewicht. Leider läßt sich das Gleiche vom letzten Aufzuge nicht berichten. Da lehrt sich das Verhältnis um; die Entfaltungskraft, die dem angepöppelten Konflikt eine innerlich überzeugende und zugleich äußerlich theaterwirksame Lösung hätte geben sollen, versagt, und Sudermann, in der Verlegenheit, überhaupt irgend ein Ende, den Schein eines Abschlusses herbeizuzwingen, sucht seine Zuschauer hier durch Theatralik im bösesten Sinne, durch Krafteite, der Anlage des Stückes fremde Gewaltesekte zu betäuben. Das interessante Schauspiel läuft als leeres Melodram aus. Ein Teil des Publikums demonstrierte am Schluß durch Zischen, das aber gegen den Applaus der Mehrheit nicht durchdrang. Immer wieder wurde der Verfasser und Bassermann, der geniale Darsteller der Hauptfigur, der nach der Tradition der Brahmschen Truppe freilich nicht vor dem Vorhang erscheinen durfte, gerufen.

An dem Niveau der heutigen Theaterliteratur gemessen verdient das Werk, so sehr es ihm an künstlerischer Rundung fehlt, doch alle Beachtung. Wenn sich die Szenen nicht in die Linie einer organisch aufsteigenden und folgerecht in ein abschließendes Resultat ausmündenden Handlung fügen, so bringen sie in den mittleren Partien des Stückes eine Fülle geschickt aufgebauter anschaulicher und eigenartiger Situationen, die durch ihre gemeinsame Beziehung zu einem ernsthaften sozialen Problem eine erhöhte, über den augenblicklichen Eindruck fortwirkende Deutlichkeit erhalten. Das Drama ist Tendenz-, Ideendrama, in dem aber das Allgemeine, die Idee, nicht in abstraktem Reden gepredigt wird,

sondern in den Begebenheiten, in der Art der Milieuschilderung und der Charakteristik sich vielgestaltig oft mit spannendem Reize entfaltet. Nichts mehr von den gespreizten, selbstgefälligen Feuilletonsentenzen, durch die der selbige Graf Trost in der „Ehre“ brillierte, keine Pose, keine Kotletterie mit Gedanken. Man spürte es, diesmal war es dem Dichter ernst mit der Idee; er wollte Mitgefühl erwecken, das er selbst im Herzen empfunden. Und so gelang es ihm in den entscheidenden, das heißt den für den Ausdruck der Idee entscheidenden typischen Szenen. Das ist der Kern, und darin liegt trotz allem der Wert des Stückes.

Die Rückkehr eines aus dem Zuchthause entlassenen Verbrechers in die Gesellschaft ist Gegenstand des Dramas. Mit gutem Vorbedacht hat Sudermann darauf verzichtet, aus dem Geächteten eine irgendwie hervorragende Persönlichkeit, etwa einen Verbrecher aus verlorener Ehre, einen Mäcker der Unbill, mit dessen Lat wir sympathisieren könnten, zu machen. Das Typische des Falles wäre dadurch getrübt. Der Steinmetzgeselle Jakob Wiegler ist nicht besser, aber auch nicht schlechter als irgend einer der Duzendmenschen, die sich vor ihm betreuigen. Nicht ohne Verfehlung leidet er, aber was ihn ins Zuchthaus geführt hat, ist nicht die Verfehlung selbst, sondern ein unseliger Zufall. Als Schlafwache bei einem Schuster eingemietet, hat er sich von den dreifachen Lockungen des Weibes seines Quartiergebers leicht fangen lassen. Der Ehemann überraschte die beiden und zückte das Messer, um Wiegler niederzustechen. Da griff der Bedrohte zu dem schweren Schusterstein und schleuderte ihn bestimmungslos im blinden Instinkt der Selbsterhaltung gegen den Angreifer, der tot zusammenbrach. Irgend eine kleine unbewusste Abweichung in der blitzschnellen Muskelbewegung des Armes, und das Furchtbare, das er nicht gewollt, für das ihn aber das Gericht die volle Verantwortung zuzählt, wäre ungeschehen geblieben. So wandert er, durch den Spruch der Geschworenen, die den milderen Umstand der Notwehr ihm nicht zuerkennen, als Mörder gebrandmarkt, ins Zuchthaus. Und die Gesellschaft tut alles, um den endlich Entlassenen, der irgendwo in ehrlicher Arbeit sein Stückchen Brot verdienen will, durch Demütigungen und Hungerpein der völligen Verzweiflung, dem Selbstmord oder dem Verbrechertum der Strafe zuzutreiben. Wenn man ihn auf einer Arbeitsstelle annimmt, sofort erscheint die Polizei, seine Zuchthausstrafe wird rückbar, und man hegt ihn weiter wie ein räudiges Tier. Stein unter Steinen fühlt er sich. Doch in der höchsten Not, als er an die Türe des Steinsegeleisters Jarnke klopft, streckt sich ihm rettend eine Hand entgegen. Dieser Alte mit seiner milden alles verstehenden Menschlichkeit, mit dem warmen nach so viel üblen Erfahrungen doch immer wieder hilfsbereiten Herzen, das er hinter einem launisch trockenen Humor verbirgt, ist, wie Sauer ihn spielte, eine der besten Gestalten Sudermanns: Organ der humanen Tendenz, die der Dichter verkündet, aber zugleich durchaus in jeder Wendung individuelle Persönlichkeit. Wie das scheinbar mißtrauisch verstochte Wesen des ehemaligen Sträflings, der die dargebotene Speise mit tierischem Hunger, zur Wand gewendet, verschlingt, unter dem ruhig freundlichen Zuspruch des Alten sich allmählich löst, wie die Bewegung den Armen übermannt und Jarnke dann mit väterlichem Du den Schlüsselnden aufrichtet, das wirkte in seiner schlichten Einfachheit, getragen von der vollendeten Darstellung Sauer und Wassermans, erschütternd.

Nicht als Steinmetz, als Werkplatzwächter und einfacher Arbeiter tritt Wiegler in den neuen Dienst. Vorzüglich sind die wechselvollen Szenen auf dem Arbeitshof. Neben Wiegler und Jarnke tritt da eine dritte Figur, der Hilfsarbeiter Struwe, ein verächtlicher Spitzhube, aus dem Rittner ein wahres Kabinetsstück drastischer Charakterkomik schuf, in den Vordergrund. Während Wiegler verstört und menschenfremd immer in der Angst, die anderen könnten seine Schande erraten, einherschleicht, tut sich Struwe in der Frühstückspause vor den Kameraden voll guter Laune mit seine abfolvierten Gefängnisstrafen groß. Kriminalisten würden dem unverbesserlichen Taugenichts vielleicht unter die gehobenen Verbrecher klassifizieren; und dennoch kann man dem lustigen Burschen mit der unbezwinglichen Diebslust nicht gram sein. Man hat, wie sein Beschlicher Jarnke, dessen Magazinaräumen er einen nächtlichen Einbruchsbefuch gewidmet hat, eine Art ästhetischer Freude an ihm. Die Kontrastierung dieses sorglosen Lumpazius, in dem bei aller Gutnützigkeit dennoch durch kein moralisches Mittel, keine Wohlthat und kein Vertrauen ein Funke Ehrgefühl zu wecken ist, mit dem schwerblütigen unverborenen Wiegler ist sicher konsequent, doch ohne Aufdringlichkeit im Stücke durchgeführt. Schon scheint es, als wollten die Hilfsarbeiter, arme Teufel, die beim Essen nicht mit den Steinmetzgesellen, den Aristokraten der Werkstatt, zusammen sitzen dürfen, sich mit dem feststammenden Neuling, der für jedes kleinste Zeichen menschlicher Teilnahme so dankbar ist, anfreunden, da erscheint an Jarnkes Seite der Kriminalkommissar, um Struwe über den Einbruch zu vernehmen. Und dieser feindlich-jobliche Vertreter der Gerechtigkeit, dem Struwe, von Jarnke wohlwollend assistiert, eine Nase dreht, gratuliert dem Prinzipal mit boshafter Schadenfreude laut, so daß es alle hören müssen, zu der Akquisition eines leibhaftigen Mörders. Wiegler ist von neuem geächtet, die Genossen wenden ihm voll Abscheu den Rücken. — Nach einem mißratenen Intermezzo, das mit der farblosen verworrenen Liebesgeschichte der Wirtstochter in der Fabrikantinn zusammenhängt, hebt sich das Drama noch einmal zu starker Theaterwirkung. Wiegler, der dem mitleidigen Mädchen die Geschichte seines Verbrechens erzählt, will,

ehe die Arbeiter zur Feierstunde in die Wirtstübströmen, auf und davon. Auf ihre Bitte bleibt er und läßt stumm die Hohnworte der Konnumenden über sich ergehen. Aber wie der freie Verführer des Mädchens, eine grundbrutale, wirkliche Verbrechernatur — Herr Marr brachte die Rolle sehr gut zur Geltung — sie in ausgesucht gemeiner Bosheit beleidigt, da springt der Zitternde auf, die Empörung gibt ihm Kraft, er ruft ihm Schuft zu. Der Rausbold zieht sein Stilet und Wiegler faßt mit beiden Händen, wie damals in der Stunde des Unglücks, einen mächtigen Stein und, ihn drohend über dem Haupte schwingend, jagt er den Elenden hinaus. — Der Schluß fällt, wie gesagt, ganz aus dem Rahmen. Der rachsüchtige Besiegte und der ewig betrumelene Kantinenwirt (Herr Reicher) lösen einen am Krahn befestigten Steinblock, der Wiegler, wenn er beim Nachdienst die Treppe empor steigt, niederstürzend zerstückeln soll. Damit ist für Spannung gesorgt! Nüchtern poltert denn auch der Block herunter, aber ohne den Mann zu treffen. Alles schlägt plötzlich zu Ruh und Frommen des ungerechten Verfolgten aus. Die Arbeiter, denen Wieglers Mutprobe imponiert hat, wollen ihn aufnehmen in ihren Kreis, und das dankbare Kantinenfräulein reicht ihm die Hand zum Ehebande. — Conrad Schmidt.

Kleines Feuilleton.

hl. Englisches Seemannsleben vor hundert Jahren schildert John Masfield in einem soeben in London erschienenen Bude. Es kann nicht nachdrücklich genug betont werden, erklärt der Verfasser, wie brutal, grausam und entsetzlich das Leben auf See am Ende des 18. Jahrhunderts war, eine Form des Lebens, die nun wohl glücklich für immer verschwunden ist; ein Leben, wie es heutzutage niemand auch für den schwersten Verbrecher gut genug finden würde. Da herrschte eine barbarische Manneszucht, schlechte Bezahlung und schlechtes Essen gab es, die Stunden verfloßen in harter Arbeit, man befand sich unter dem Auswurf der Menschheit und hatte keine Hoffnung auf bessere Tage. An Land zu gehen ward nicht gestattet, bis das Schiff außer Dienst gestellt wurde oder bis der Frieden erklärt war. Die Löhnung war in den besten Zeiten gering, aber meistens war sie, wenn sie den Matrosen ausgezahlt wurde, bis auf ein Drittel oder die Hälfte des wirklichen Wertes zusammengeschrumpt. Wohl konnte man sich damals wundern, weshalb die Leute aufs Schiff gingen, da es doch sterker auch auf dem Lande gäbe. Aber die Mehrzahl der Matrosen verpflichtete sich nicht freiwillig zum Seedienst. Eine gewisse Anzahl kam schon in früher Jugend aufs Schiff und verblieb während des ganzen Lebens in der Marine, einmal weil es sehr schwer war, vom Schiffsdienst wieder loszukommen, dann weil einer, der erst einmal Seemann ist, es auch immer bleibt; das Leben machte sie zu jedem anderen Berufe ungeschickt. Eine große Menge kam wohl auch zur Marine, weil jugendliche Begeisterung sie trieb; aber wie bitter bereuten sie ihre Narrheit schon nach einer Woche. Einige kamen von Klaufrachtschiffen, durch die hohen Belohnungen und Prämien gelockt, die Freiwilligen in Aussicht gestellt wurden; andere wieder wurden durch die Plakate in den Hafenplätzen angezogen, auf denen Leuten, die Dienst in der Marine nehmen wollten, große Geldsummen und Grog in Hülle und Fülle versprochen wurden. Der größte Teil aller Matrosen aber wurde gezwungen in die Schiffsjade gesteckt, durch die Annahme von Handgeld überlistet oder sonst mit Gewalt fortgeschleppt. Verbrecher, die von dem Gerichtshof verurteilt waren, wurde der Seedienst als einzige Rettung hingestellt, und infolgedessen wurde das Kanonendeck der Kriegsschiffe zum Sammelplatz des gemeinsten Gefindels. Es war festgesetzt worden, daß ein Drittel der Mannschaft auf jedem Schiff aus angeworbenen Landratten bestehen dürfe und daß ein Achtel unter allen Leuten in der Marine Ausländer sein durften. Man suchte also zunächst, seetüchtige Leute zu erlangen; wenn aber eine bestimmte Anzahl von diesem für den Dienst verpflichtet waren, so nahm man dann, wen man einsengen konnte. Schneider, kleine Krämer, Landstreicher und Müßiggänger, das war alles ein guter Fang. Einmal an Bord, waren die Leute einer ganzen Schar von Tyrannen unterworfen; nicht nur die Offiziere, sondern auch die Bootsleute und selbst die Kadetten ließen sie ihre Macht fühlen. Sie lebten in einer verpesteten Atmosphäre. Trotz aller Räucherungen wichen schlechte Gerüche nicht aus dem Schiff. Der dumpfige Gestank der Trodenäule, die faulige Luft des Kielwassers vermischten sich mit den Ausdünstungen schlecht gewordener Waren und in Verwesung übergegangener Matten. Ventilation konnte nur bei gutem Wetter stattfinden; meistens waren die Läden fest verschallt, so daß die Leute kaum atmen konnten. Die Nahrung war fast immer schlecht und manchmal menschenunwürdig. Die Speisen waren so hart wie Stein, faserig, zusammengeschrumpft, vertrocknet, knorpelig oder mit Salz zu Klumpen zusammengefroren; ein Stück Salzfleisch sah aus und fühlte sich an wie ein Stück Mahagoniholz. Das einzige, was reichlich und gut war, waren die Spirituosen; aber was nützte es dem armen Teufel, der Grog im Übermaß erhielt, wenn jede Spur von Trunkenheit auf das grausamste bestraft wurde. Die gewöhnliche Form der Strafe war die Prüchtigung mit der Peitsche, die einzige Art, wie man mit solchen Leuten, wie sie die Mannschaften der königlichen Marine bildeten, fertig werden konnte. Schon bei den geringsten Anlässen wurden Prüchtigungsstrafen verhängt. Sechs Schläge hinterließen bereits auf dem Rücken deutliche Spuren, bei

zwölf war er mit blutigen Striemen bedeckt. Trotzdem waren drei Dutzend Schläge eine ganz gewöhnliche Bestrafung, und auch sechs Dutzend zählten noch nicht besonders. Dreihundert Giebe wurden nicht selten verabreicht. Die furchtbarste Strafe war das „Kielholen“, das an Deserteurten und Wibersehligen vollzogen wurde. Wer diese Strafe überlebte, war ein gebrochener Mensch, der nur noch kurze Zeit sich mühsam hinziehlte. Bei Krankheiten war infolge der ungünstigen Lebensbedingungen und der Untüchtigkeit der Aerzte nur selten Rettung möglich. —

en. Die Juwelen der Pflanzenwelt können die Diatomeen genannt werden. Der Vergleich stützt sich auf die strahlende Erscheinung dieser Pflänzchen, aber er hinkt, wie jeder Vergleich, in mehrfacher Hinsicht. Vor allem sind die Diatomeen von so winziger Größe wie nicht einmal die künstlichen Diamanten, die doch gleichfalls nicht mehr zu den wertvollsten Edelsteinen gerechnet werden können. Unter den etwa 4000 Arten von Diatomeen gibt es eine, die als ein wahrer Goliath unter den Geschwistern zu bezeichnen ist und daher auch den Beinamen Rex erhalten hat, aber auch sie ist noch nicht einmal so groß wie der Kopf einer gewöhnlichen Stednadel. Selbst die größeren Formen unter den übrigen Diatomeen können nur allenfalls noch mit der Spitze einer Stednadel verglichen werden, und die meisten sind so klein, daß die Einzelheiten ihres Körperbaues nur unter den stärksten Vergrößerungen des Mikroskopes studiert werden können. Wie prachtvoll aber dieser Bau beschaffen ist, lehrt eine Reihe von herrlichen Abbildungen, die jetzt Dr. Albert Mann nebst einem begleitenden Text in den Sammlungen der „Smithsonian Institution“ veröffentlicht hat. Die Diatomeen gehören zu den Algen, jenen primitiven blütenlosen Wasserpflänzchen, die sich nahezu überall finden, wo das flüssige Element in etwas größerer Ansammlung vorhanden ist. Die Verbreitung der Diatomeen insbesondere erstreckt sich gleichfalls auf die ganze Welt. Sie beleben alle Gewässer, heiße, warme und kalte, süße, salzige und brackische, stehende und fließende. Es gibt kaum einen Tümpel, einen Sumpf, einen Teich, einen See, einen Fluß oder gar ein Meer auf der Erde, in dem sich nicht Diatomeen aufspüren ließen, es sei denn, daß das Wasser durch irgend welche giftige Stoffe so verunreinigt ist, daß sich überhaupt kein Leben darin halten kann. Die größten und schönsten Formen der Diatomeen wohnen, wie es mit den Tieren und Pflanzen überhaupt der Fall zu sein pflegt, in tropischen Gegenden, aber die erstaunlichsten Mengen sind gerade im arktischen Gebiete zu finden. An der äußersten Nordgrenze seiner Polarfahrt entdeckte Ranssen noch eine unverminderte Fülle von Diatomeen. Was nun die Erscheinung der meisten Diatomeen für das mit dem Mikroskop bewaffnete Auge so anziehend macht, ist der Bau des Gehäuses, innerhalb dessen das eigentliche Pflänzchen lebt. Jede Diatomee scheidet nämlich ein Skelett aus klarer und sehr fester Kieselsäure aus, das aus zwei Schalen besteht, deren eine über die andere greift, wie ein Deckel über die dazu gehörige Schachtel. Diese Gehäuse sind nun von fast unbegreiflicher Mannigfaltigkeit, bald wie ein Halbmond, bald wie ein Keil gestaltet. Dieser verblüffende Wechsel der Gestalt muß das Studium der Diatomeen bereits fesselnd erscheinen lassen. Dazu kommt nun aber noch eine ganz unerhörte Vielseitigkeit und Fülle der Verzierungen an diesen winzigen Kieselhäusern. Man kann kaum eine Art unserer Ornamente erdenken, die nicht zu der Verschönerung dieser kleinen Bauwerke der Natur verwertet wäre. Da sind polierte perlartige Knöpfchen von verschiedener Größe, in strahlenartigen oder konzentrischen Reihen angeordnet, da sind glänzende Stäbchen, Dornen und Hörner, ferner erhabene Leisten von wellenförmigem Verlauf, zart ausgefräste Linien, oft in quadratisch verschlungenem Netzwerk, dessen Zwischenräume wieder noch wunderbar verziert sind, feinste Arabesken, kurz ein Reichthum und eine Schönheit der Verzierungen, die diese Pflanzen zu den bestgeschmückten aller Lebewesen erheben. Wer ein Mikroskop sein eigen nennt, kann durch dieses dem Auge kaum einen größeren Genuß gewähren, als durch die Betrachtung eines Diatomeenskeletts unter stärkster Vergrößerung. Es sei noch erwähnt, daß der Name Diatomeen aus dem Griechischen stammt und darauf Bezug nimmt, daß die Fortpflanzung dieser Lebewesen durch Teilung erfolgt, indem sich ein Individuum in der Längsrichtung in zwei zerlegt. —

Geschichtliches.

— Vom Wallenstein. Ueber die Frage, mit was Wallenstein die großen Güter bezahlte, die er nach der Schlacht am Weißen Berge zusammenkaufte, stellt Dr. Chr. Meher in der offiziellen „Wiener Zeitung“ eine neue Hypothese auf. Er schreibt: „Eine Gelegenheit zur Erweiterung und Arrondierung seines Grundbesitzes, wie sie besser nicht gedacht werden konnte, bot sich Wallenstein, als der Kaiser nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht am Weißen Berge die Güter der böhmischen Rebellen einzog. 1622 kaufte Wallenstein aus den konfiszierten Besitzungen für sich Güter im Werte von 711 266 Gulden, in den folgenden zwei Jahren solche im Werte von 2 453 725 Gulden und 600 110 Gulden. Woher nahm er diese Summen, da hierfür das von seiner ersten Frau ererbte Vermögen natürlich nicht ausreichte? Aus einem mit dem Fürsten Liechtenstein im Namen des Kaisers abgeschlossenen Vertrage ist ersichtlich, daß er im Jahre 1623 den Beitrag von zwei Millionen für die überlassenen Güter zahlte und sich in der That mit den geleisteten Zahlungen auswies. Allerdings, wenn man die Rechnungen ein-

sieht, kommen da einzelne sonderbare Posten vor: so 637 900 Gulden, die er an Sold für sein Regiment in den Jahren 1620 und 1621 verwendet haben soll, wobei nach den damaligen Preisen der Kaiser mindestens um ein Drittel überborteilt worden sein dürfte; so die Summe von 182 276 Gulden, auf die er seinen Schaden auf seinen mährischen Besitzungen zurzeit des Aufstandes berechnete und die er nun dem Kaiser in Rechnung brachte. Allein, wenn man noch so streng die Rechnungen sichtet, so ist doch gewiß, daß er dem Kaiser im Laufe der Jahre 1621 bis 1623 mindestens eine Million in Varem zahlte. Eine Million in barem Gelde besaß aber damals kaum ein Fürst in Europa; einige wenige englische und französische Kaufleute geboten vielleicht annähernd über eine solche Summe, aber gewiß nicht ein böhmischer Edelmann, dessen Gesamterbschaft nach dem Tode seiner ersten Frau sich nur auf einige Güter erstreckte. Für die Erklärung dieses fabelhaften Reichthums Wallsteins haben wir nur eine Vermutung, die allerdings einen schweren Vorwurf bedeutet: er benutzte seine Stellung als Statthalter von Böhmen dazu, um mit Hilfe des Juden Wasseri Silbergeld von minderer Gehalte ausprägen zu lassen, als worauf der Nennwert deutete. Aus dem Silberquantum, aus welchem nach kaiserlicher Verordnung $\frac{1}{4}$ Gulden geprägt werden sollten, wurden $1\frac{1}{4}$ Gulden geprägt und diese als vollwichtig verausgabt. Da Wallstein in engen Beziehungen zu den mit der Münzprägung betrauten Personen, namentlich zu dem Genannten stand, so sind wir überzeugt, daß auch er von dem Vorgange in der Münzstätte wußte und daraus seinen Vorteil zog. Unsere Vermutung wird dadurch begründet, daß er sich vom Kaiser im Jahre 1625 ein Privilegium ausstellen ließ, wonach er nie zu Nachzahlungen wegen des schlechten Geldes angehalten werden solle, mit dem er die gekauften Güter bezahlt habe. Auf diese Weise brachte es Wallenstein zuwege, daß er auch nach dem Jahre 1624 seine Güterkäufe fortsetzte, dazu noch Sagan und Medlenburg kaufen konnte, daß er sich einen glänzenden Palast in Prag baute und einen Haushalt führte, der den kaiserlichen an Pracht und Glanz überstrahlte. Allerdings boten ihm jetzt seine Einkünfte aus seinem riesigen Besitze, sein Einkommen als Anführer des kaiserlichen Heeres und als Oberprobiantheimer derselben die hierzu nötigen Millionen. Doch unterließ es Wallstein auch jetzt nicht, bei den jeweiligen Abrechnungen mit dem Kaiser in geschickter Weise seinen Vorteil zu wahren. Gewiß hat der Letztere für die an Wallstein verkauften böhmischen Güter, die nach einer äußerst niedrigen Schätzung auf fünf Millionen bewertet wurden, kaum 1 bis $1\frac{1}{2}$ Millionen Gulden in echter Münze erhalten; um den Rest des Kaufschillings wurde er einfach überborteilt. Nichts charakterisirt aber besser die Lässigkeit, mit welcher der damalige Hof seiner eigenen Vererbung zusah, als der Umstand, daß er sich im Jahre 1623 700 000 Gulden von Wallstein auslieh und dieselben mit 6 Proz. verzinst, während er doch gleichzeitig ein Guthaben von 1 200 000 Gulden bei Wallstein hatte, von dem dieser keine Zinsen zahlte.“ — Diese Darstellung ist, was den Wiener Hof betrifft, augenscheinlich gefärbt. Wallenstein war damals der „Ketter“, dem man vieles hingehen ließ. Als man ihn nicht mehr brauchte, war er schnell um die Ecke gebracht. —

Humoristisches.

— Der Schimmel. Auf das Polizeiamt einer westpreussischen Mittelstadt kommt ein Herr, um sich behufs Abhebung einer Versicherungssumme eine Bescheinigung darüber ausstellen zu lassen, daß er am Tage vorher noch gelebt habe.

Der diensttuende Polizeiergeant betrachtet das ihm überreichte Formular eine Zeilang, wirft einen mißbilligenden Blick auf den Abreihkalender und gibt schließlich das Formular dem Herrn kopfschüttelnd mit den Worten zurück: „Nee, das jehst nich! Warum sind Se nich pünktlich gewesen und haben's sich jestern bescheinigen lassen?“ —

— Ermahnung. Rittmeister: „Wen ich heute in der Vorinstruktion frage, springt auf, steht stramm, reißt 's Maul auf und antwortet laut und deutlich. Was, is ganz schmappe, und wem's Bibelverse sind!“ — („Simpl.“)

Notizen.

— Das britische Museum enthält gegenwärtig 3 500 000 Bücher und Broschüren. —

— „Der Berg des Aergernisses“, ein neues fünfaktiges Drama von Heinrich Lilienfeld, wurde vom Stadttheater in Bremen erworben. —

— Gorkis neues Bühnenwerk „Die Kinder der Sonne“ ist von der russischen Jenjur freigegeben worden. Es soll in nächster Zeit in Petersburg zur Darstellung gelangen. —

— Max Regers großes Orchesterwerk „Sinfonietta“ hatte bei der Uraufführung in Essen starken Erfolg. —

— „Die Schützenliesel“, eine neue Operette von Edmund Eysler, wurde mit großem Erfolge im Karl-Theater zu Wien zum erstenmal aufgeführt. —

— In den „Landeder Nachrichten“ vom 30. September macht einer bekannt: „Achtung! Diejenigen Leute in Bad Landed, die sich über mich so aufgeregt und von mir so viel Gerede gemacht haben, möchten sich lieber für 10 Pfennige ein Pestplaster auf den Mund legen, denn ein jeder nehme sich lieber selber bei der Nase.“ —